

«Dann erschloß er ihnen den Sinn, daß sie die Schrift verstanden» (Lk 24, 45)

«Dieses waren meine Worte, die ich zu euch sprach, als ich noch bei euch war: Alles muß erfüllt werden, was im Gesetz des Moses, in den Propheten und den Psalmen über mich geschrieben steht. – Dann erschloß er ihnen den Sinn, daß sie die Schrift verstanden.»

(Lk 24, 44–45)

Diese Textstelle ist von entscheidender Bedeutung für die Fundierung der christlichen Lehre über ihre biblischen Grundlagen (vgl. Lk 24, 25–27; Apg 3, 18; 13, 2–3; Jo 5, 39 und 46). Dies ist die letzte und abschließende Unterweisung des Herrn an seine Jünger. Sie gibt das Thema des Kerygmas an, das den Jüngern aufgetragen ist, und zugleich die Weisung, sich dafür auf Jesu eigene kontinuierliche Schriftinterpretation zu beziehen. Sie schließt mit den Worten der Amtsübertragung: «Ihr werdet meine Zeugen sein» (vgl. Apg 1, 8 b).

1. *Jesus als Objekt der Schrift*

«Dieses waren meine Worte, die ich zu euch sprach.» – Bei verschiedenen Begegnungen – das läßt sich nicht leugnen – hat Jesus keineswegs unumwunden erklärt, sondern nur angedeutet, daß er das Objekt der Schrift ist. In den Anfängen seines öffentlichen Wirkens hatte er in der Synagoge von Nazareth eine offenere Aussage darüber gewagt, indem er im Hinblick auf die Isaiasstelle 61, 1–2 in aller Öffentlichkeit erklärt hatte, daß diese Stelle ganz speziell ihn meine und daß sich folglich diese Prophetie nunmehr erfüllt habe (Lk 4, 16–22). Der Anstoß und der Aufruhr, den er damit erregte, hat ihn zweifellos in der Folgezeit vorsichtiger gemacht. Und wenn er Kaiphas mit aller Offenheit erwidert, daß er der Messias und Sohn Gottes sei (Mt 26, 64; Mk 14, 62; Lk 22, 67–69), dann weil er im Begriffe stand, seinen Feinden durch die Tore

des Todes zu entgehen. Für die Seinen war der Messiasitel hochexplosiv, und es war zweifellos besser, ein Eingeständnis in seinem Sinne, das nur zu leicht falsch verstanden werden konnte, abzuschwächen. Und doch witterten seine Feinde etwas von diesem anstoßerregenden Bild, das Jesus von sich selbst hatte, und taten alles, was in ihrer Macht stand, es unter die Leute zu bringen, während seine Jünger das Mysterium ahnten, ohne daß sie so weit gekommen wären, es klar zu formulieren (vgl. Mk 8, 27–30; Lk 19, 18–21; Mt 16, 13–20).

«Alles muß erfüllt werden, was von mir geschrieben steht...» Keine Persönlichkeit der Heiligen Schrift außer Jesus hat je gewagt, sich in diesem Licht selbst darzustellen. Der Zwischenfall von Nazareth zeigt anschaulich die ungemein gewagte Einmaligkeit dieses Anspruches. Die Zwölf konnten ihn bejahen und vertreten, da sie seinen Tod und seine Auferstehung miterlebt hatten. Er war von nun an von seinem Vater gerechtfertigt und verherrlicht; «... als ich noch bei euch war...», sagt er, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß er es in Zukunft nicht mehr ist, da er fern von ihnen weilt – nicht durch seinen Tod, sondern durch seine neue Lebensform als Sieger über Grab und Unterwelt.

Das erste Ergebnis dieser Unterweisung des Herrn im Verständnis der Schrift ist die entschiedene und endgültige Überwindung jeder marcionitischen Versuchung in der Lehre der Kirche. Im Denken Jesu ist die Schrift noch das Alte Testament, und ihn darin wiederfinden heißt, sie in ihrem wesentlichsten Gehalt verstehen.

Jede Schrift ist eine Fixierung von Gedanken. Die Schriften der Bibel sind Worte, das heißt ewige Gedanken Gottes, die sich in der menschlichen Sprache inkarniert haben zum Heil der Menschen. Wer könnte daher wagen, etwas an ihnen zu ändern, außer Gott selbst? Aber können wir wirklich

annehmen, es sei Gottes Treue zu sich selbst würdig, etwas aus seiner Unterweisung zu löschen und sich selbst zu dementieren? Undenkbar! Doch etwas anderes ist durchaus seiner Würde entsprechend: eine Erhöhung des Glanzes der Wahrheiten, die er uns jeweils in dem Umfang lehrt, wie unsere Augen fähig werden, mehr davon zu fassen. Die Schrift ist eine Pädagogik des Weiterführens. So liegt zum Beispiel im Gesetz ein Kern theologaler Tugenden, der die exakten, starren Entscheidungen der kardinalen Gerechtigkeit beseelt. Er bringt viel Liebe in sie hinein. Doch Gottes Liebe wahrst ebensowenig wie die der Menschen ein Mittelmaß: sie ist überströmend und zieht den Gerechten den steilen Aufstieg zum Berg der Seligkeiten empor.

Der Hauch des Geistes weckt das Prophetentum. Die ganze Schrift ist Prophetentum, weil sie Erwartung ist, weil sie Wachsamkeit verlangt, weil sie den ehrlichen Vergleich der vom Gesetz vorgeschriebenen Handlungen mit den Empfindungen des Herzens fordert.

Die Propheten kommen immer ungelegen, denn sie bewegen sich im Ewigen. Sie sind Defätisten, denn sie durchkreuzen die klugen Pläne der Politiker, die immer wieder ohne Jahwe auskommen möchten (Is 7, 10–13). Sie sind lästig, denn sie verurteilen das Gewinnstreben des Händlers, den Luxus, die Trinkgelage und fordern Rechenschaft über das Blut des Naboth.

Das aber bedeutet, daß die Schrift die gesamte heilige Geschichte hindurch für das Aggiornamento geöffnet ist, welches die Bundesschlüsse erneuert und den Boden von ebenso überholten wie ehrwürdigen Institutionen reinigt. Doch das entscheidende Aggiornamento ist die Menschwerdung des Wortes. Der hl. Johannes stellt sie im Prolog zu seinem Evangelium über die Schöpfung. «Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde», sagt die Genesis. – «Im Anfang war das Wort... durch das alles gemacht ist.» Doch die Finsternis hat sich vor dem unauslöschlichen Licht verschlossen, und die Welt hat das Wort nicht angenommen. Dann «ist das Wort Fleisch geworden... und wir haben seine Herrlichkeit gesehen»; die Schöpfung hat einen neuen Frühling erlebt. «Jesus von Nazareth..., von dem im Gesetz des Moses und von den Propheten geschrieben ist, den haben wir gefunden» (Jo 1,45).

Der unseren Vätern unter großen Schwierigkeiten eingehämmerte Monotheismus bleibt unberührt, doch der Begriff des Emmanuel – Gott mit uns – erhält einen neuen, realistischen Sinn, der unendlich über den hinausragt, den Isaias ihm

gegeben hat und der erst ein Grundstein in dem Gebäude der göttlichen Herablassung war. Der Emmanuel lehrt uns im Schoße der göttlichen Einheit das gemeinsame Leben des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes unterscheiden, die in allen Dingen gleich sind, «Zeitgenossen» der Ewigkeit, von ganzem Herzen eine einzige und identische Seligkeit genießen und gemeinsam zur Schöpfung, jenem Werk göttlicher Freigebigkeit, beitragen. Der Sohn gibt Zeugnis für den Vater, den er offenbart, und der Sohn gibt Zeugnis für den Vater, der ihn schickt, wie der Vater und der Sohn den Geist, das höchste Geschenk, den unabweisbaren Zeugen schicken werden. So mehrt sich unsere Kenntnis Gottes und unser Wissen von ihm durch die ihnen zuteil werdende Jesus-Erfahrung und wandelt sich dabei angesichts des Schauspiels jener wirkenden und sich die Rollen bei ihren Bemühungen, uns zu sich emporzuheben, teilenden Trinität. Jesus Christus ist also Gott und Mensch zusammen, und diese Zweiheit bildet nur ein einziges Wesen.

2. Das Selbstverständnis Jesu

Ein Mensch von Fleisch und Blut, geboren von einer Frau, und kein Phantom. Lukas hat zweimal ausdrücklich auf das normale und harmonische Wachsen «an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen» aufmerksam gemacht (2,52; 2,40; vgl. 1,80). Er nahm also zu an Stärke, Anmut und Verstand: das war die Frucht der Fügsamkeit seinen Eltern gegenüber (2,51), die sorgfältig seine ersten Verhaltensweisen und Fortschritte beobachteten (2, 19 und 51).

Doch die tiefste seelische Struktur dieser engsten mit dem Sohn Gottes einen Natur ist unserer Wißbegierde unzugänglich. Man kann einiges davon ahnen und skizzenhaft darstellen, wie eine nächtliche Landschaft, über der nur «jene dunkle Helligkeit» glimmt, «die von den Sternen herabkommt», bei der aber der genaue Zusammenhang und das tatsächliche Verhältnis der Linien und Ebenen erst von der aufgehenden Sonne enthüllt wird.

Wie war diese wunderbare Menschheit unseres Erlösers mit dem göttlichen Wesen vereint, das sie angenommen hatte und durch das sie lebte? Das Problem reicht über unsere Fähigkeiten hinaus. Wir stellen die Früchte dieser übernatürlichen Vereinigung fest, doch ihr Gefüge entzieht sich uns.

Wir müssen uns mit dem zufriedengeben, was die Evangelisten uns von Haltung und Verhalten

Jesu den Ereignissen gegenüber, die sie in seiner Gemeinschaft erlebten, zu berichten haben; und das ist schon viel, denn diese religiösen Menschen haben ihn wohl beobachtet und sprechen von ihm mit einer unbeholfenen Offenherzigkeit, die unumwunden ihre Mißverständnisse bekennt oder ihre Schwerfälligkeit, die Absichten des Meisters zu erfassen. Mehr als einmal hat er sie überrascht und aus der Fassung gebracht.

Das beste ist, man liest ihre Evangelien und läßt die Worte und Handlungen Jesu das eigene Herz durchdringen. Er ist der Gott-Mensch, der in seiner Ganzheit Abbild des Vaters ist, «den niemand je gesehen hat», den aber «der einzige Sohn, der im Schoße des Vaters ist, (uns) vorgestellt hat», – und auf der anderen Seite das Abbild der Menschen, die ihm mit kindlicher Hingabe vereint sind.

Er ist das sakramentale Zeichen der göttlichen Gegenwart auf der Welt schlechthin. Was wir von seiner an übernatürlichen Energien so reichen Menschennatur wissen, gibt uns die Gewißheit, daß das Werkzeug, das die drei göttlichen Personen im Hinblick auf die Menschwerdung des Wortes gebildet haben, vollkommen ist. Es liegt in der von ihnen geschaffenen Ordnung, ihm den Gebrauch der Mittel zu gewähren, die Jesus befähigten, seine Sendung zu erfüllen, wobei dies zu beachten ist: daß der Wille des Vaters, wie er sich durch das dem Anschein nach zufällige Spiel der äußeren Umstände ausdrückte, der Leuchtturm war, der ihn leitete. Das tägliche Leben zeigte ihm diesen Willen an. Seine Ausblicke auf die Ewigkeit flößten ihm keine Mißachtung des Zeitlichen ein, und das war gerecht, weil er gekommen war, das Werk des Schöpfers zu vollenden, indem er das Übernatürliche in seiner höchsten Potenz in das Zeitliche einfügte.

Jesus mußte die Bibel kennen, weil er wußte, daß sie von ihm sprach. Er hatte sie lesen gelernt unter der Anleitung seiner Eltern; er hatte sie in der Synagoge vorlesen gehört; er hatte die Psalmen daheim und mit der Gemeinde zusammen gebetet. Was uns die Evangelien von seiner Predigtstätigkeit und seinen Streitgesprächen mit den Schriftgelehrten berichten, zeigt zur Genüge, daß er sich in ihr auskannte und sie ständig seinem Geist gegenwärtig war. Er lebte in der Bibel, und sie war sein Lebenselement. Die Schrift wies ihm den Weg, den er zu gehen hatte, um im Angesicht Gottes keinen falschen Tritt zu tun, und enthüllte ihm das Antlitz seines Schöpfers.

Er war kein Gelehrter. Wenn er auch die Schule seines Heimatdorfes besuchte, so hat er doch nicht

weiter gelernt. Und man versäumte nicht, darauf hinzuweisen (Jo 7,15). Ein Abweichen von der Lehre in seinen Predigten hätte daher nicht überrascht. Ja man wünschte es sogar und unterschob ihm, da man nichts Besseres wußte, grundlos derartige Abweichungen, um Material für die Anklage gegen ihn zu bekommen (Mt 26, 59–63; Mk 14, 55–59; Jo 18, 19–22). Sagen wir, daß er sich in die Liste der Propheten einreichte.

Wann hat er entdeckt, daß die Schrift sich in ihm erfüllte? Er hat es immer gewußt, wie er auch immer gewußt hat, wer er war. Als Sohn Gottes vom ersten Augenblick an, hat er sich immer als solcher verhalten, genauso wie wir uns als Kinder von Menschen, derselben angeborenen Eigenart entsprechend, verhalten. Der Bruch einer Umkehr wird nirgendwo im ganzen Verlauf der Evangelien greifbar, nicht einmal der Anruf einer prophetischen Berufung, den so viele Propheten vernommen haben und der ihr Leben von Grund auf erschütterte. Die Kundgebungen Gottes bei der Taufe und bei der Verklärung bilden keine Neubelehrung, sondern eine Erklärung des Vaters, die für menschliche Zeugen und nicht für Christus selbst bestimmt war (Jo 1,29–33; Mt 17,5; Mk 9,7; Lk 9,35). Sein Leben als Sohn Gottes führte er in kontinuierlicher Form und nicht mit Intervallen. Seine menschlichen Erfahrungen vermehrten sich; sein Gedächtnis registrierte sie; seine Erkenntnis der Menschen, die ihn umgaben, ihn beurteilten, ihn behinderten, wurde schärfer; sein Verständnis der heiligen Bücher und die Reflexion, die es weckte, waren nicht lebensfremd. Er beseitigte das Gestrüpp des Buchstabens, der tötet, um die lebendige Synthese herauszulösen.

Seine christologische Exegese erwächst nicht aus eigener Erfindung, vielmehr hat er sie empfangen, und auf diese Weise hat er sie früher oder später entdeckt, mit mehr oder weniger großer Deutlichkeit; vollkommen in jedem Augenblick entsprechend dem Gebrauch, den er davon machen wollte, aber immer vervollkommnungsfähig, weil auf der einen Seite die Schrift unerschöpflich ist (Sir 24,29) und weil auf der anderen Seite die Fähigkeit Christi ohne Grenzen war, ebenso wie seine Fügsamkeit (Jo 8,29).

3. *Jesus als Quelle eines erneuerten Alten Testaments*

Aus seinen Kontroverspredigten von der Bergpredigt bis zu den Gleichnissen hin hat er nach und nach ein Corpus inspirierter Texte zusammen-

gefügt, deren verborgener Gegenstand er selbst war. Abraham, Moses, David, der Knecht Jahwes, die Psalmisten gruppieren sich um ihn und geben ihm Geleit wie Entwürfe des Meisterwerkes, das er verwirklichen würde; Mensch gewordener Gott, Gott-Mensch. Auf diese Weise ist der neue Adam undenkbar ohne den alten; ohne Abraham oder David wäre Jesus von Nazareth ohne Vorfahren; ohne Jeremias, Job oder den Knecht Jahwes erklärten sich seine Leiden und selbst seine Auferstehung nur schlecht.

In ganz ähnlicher Weise entspringen auch seine Dialektik und Rhetorik aus der Schrift. Durch die Art, wie er sie verwendet, steht er an der Quelle der christlichen Predigt eines erneuerten Alten Testaments.

Ich möchte den spezifisch kerygmatischen Gebrauch der Schrift, von dem das Neue Testament voll ist und den der Herr als Methode inauguriert hat, ausklammern und auf folgende Fragen eingehen: 1. Welches Thema hat das Gebet Jesu, und wie verwendet er persönlich die Psalmen? 2. Auf welche Weise setzt er sein eigenes Ich an die Stelle des Ichs der Psalmisten? 3. Welchen Nutzen hat die Liturgie aus diesem Vorgang gezogen? 4. In welcher Weise schließlich bildet der Psalter ein unerschöpfliches Repertoire für die persönliche Frömmigkeit des Christen?

1. Das Leben Jesu war ein einziges Gebet, weil er sein Gespräch mit dem Vater niemals unterbrach, auch nicht wenn er sich an die Menge wandte oder eine Heilung vornahm. Der Vater war seinem Bewußtsein, das aufmerksam darauf bedacht war, für ihn dieses Zeugnis zu geben, immer gegenwärtig.

In bestimmten Augenblicken ließ Jesus sein Beten offenkundig werden. Durch seine Gesten, wenn er die Augen zum Himmel erhob, wenn er in Gethsemani auf sein Antlitz niederfiel – Gebärden, die den Psalmisten vertraut waren. Hinzuzufügen sind aber auch die gemeinsamen Gebärden, die er zusammen mit der Menge bei den liturgischen Versammlungen vollführte. Und schließlich hat Jesus unter besonderen Umständen, wie bei der Auferweckung des Lazarus oder zusammen mit seinen Jüngern etwa beim Mahl, vor Zeugen mit lauter Stimme gebetet.

Warum huldigte er, der für das Gebet im stillen Kämmerlein eingetreten war (Mt 6, 5–6), einem Brauch, dessen Unzulänglichkeiten er kritisierte (Mt 6, 7–8)? Das war eine Zwischenlösung, bis er seinen Jüngern eine Formel für ihr Beten gegeben

hatte: das Vaterunser (Mt 6,9–13; Lk 11, 2–4). Um sie zu lehren, diese Formel zu sprechen und sie ihrem Gedächtnis einzuprägen, hat er sie sicher häufig mit ihnen wiederholen müssen. Nun war es aber nach Lukas (11,1) einer von ihnen, der ihn bat, sie beten zu lehren «wie Johannes seine Jünger beten gelehrt hatte». War er nicht der Pädagoge dieser Menschen, die er berufen hatte, ihm zu folgen? Was gab es da, um sie zum Gebet zu erziehen, Natürlicheres, als es mit ihnen gemeinsam zu sprechen? Der Gottmensch gab auf diese Weise das Beispiel einer für die Gemeinschaft wesentlichen Kundgebung: das lautgesprochene Gebet.

Es entsprach demnach den Bedürfnissen der menschlichen Natur. Gott loben, in der Not seine Hilfe anrufen, ihm Dank sagen für seine Wohltaten: konnte die Seele Jesu gefühllos bleiben angesichts der Gnadenerweise, die sein Vater über die Schöpfung ausgoß, angesichts seines ständigen Eingreifens in den Kampf, den die Auserwählten führten, um ihrer Berufung gerecht zu werden? Der Verfasser des Hebräerbriefes (2, 10–13) stellt ihn uns vor als den Anführer derer, die er erlöst hat, und er zitiert im Zusammenhang damit den Verfasser des Psalms 22 (V. 23), der seine Klagen damit beschließt, daß er die Morgenröte glücklicher Tage, die Anlaß geben zu Danksagung, voraussagt. Dann «werde ich deinen Namen meinen Brüdern verkünden; inmitten der Gemeinde werde ich dich lobpreisen». Das Leben Jesu war Mitteilung von Gnaden, unter denen an erster Stelle das gemeinsame Gebet seinen Platz hatte, dem er allezeit beizuwohnen versprach (Mt 18, 20).

2. Jesus betete in Psalmen. Er genoß ihren Rhythmus, ihre Poesie und die religiöse Dichte ihrer Gesänge. Seine Seele drückte sich ganz natürlich in seiner (hebräischen oder aramäischen?) Muttersprache aus. Er fand hier den rechten Ausdruck für seine Ergriffenheit; die Quellen, die aus dem Lande und aus Davids Beschwörung Jerusalems und des Tempels, die ihn so lebhaft berührte, hervorgebrochen waren. Wie oft hat er in seinem Leben das Hallel, eine Gruppe von Psalmen (113–118), gesungen, das zum Paschamahl gehörte. Das letzte Mal, als er es in Gemeinschaft mit den Seinen sprach, war der Abend bevor er starb, gemordet durch Richterspruch. Doch er sang: «Ich werde nicht sterben, sondern leben!», und er begrüßte den kommenden Tag, den Grund unserer gemeinsamen Freunde: «Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat, möge er dem Jubel und der Freude geweiht sein» (Ps 118, 27 und 34). Konnte er in dieser

Stunde von dem Schicksal absehen, das ihn erwartete und in diesen Versen nicht ein sicheres Vorgefühl der Hoffnung jenseits der Prüfung finden? Konnte er – in gleicher Weise –, als er am Ende des Mahles den eucharistischen Kelch reichte, sich von dem Aufbruch der Dankesbezeugung ablenken lassen: «Was soll ich dem Herrn geben für alles, was er mir Gutes getan hat? – Ich will den Kelch des Heiles ergreifen und den Namen des Herrn anrufen» (Ps 116, 12–13). War in diesem feierlichen Augenblick seine Seele nicht zugleich von dem Gefühl der bevorstehenden Gefahr und der Gewißheit des am Ende stehenden Triumphes hingerissen?

Ursprünglich war dieser Psalm natürlich nicht im Hinblick auf das Letzte Abendmahl geschrieben. Er diente dazu, die Empfindungen vieler Gläubiger zum Ausdruck zu bringen. Doch bedeutet es wirklich nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß Jesus ihn in dieser Stunde sprach? Und hätte der Psalmist sich darüber beklagen können, daß Jesus ihn für seine Danksagung (*εὐχαριστία*) in Anspruch nahm? Ach nein: Christus verlieh allem religiösen Sehnen und Trachten der Autoren, die ihm vorangegangen waren und die er nun rekapitulierte, seinen letzten und höchsten Sinn. Er besiegelte ihre Klagen mit seinem vergossenen Blut und ihre Freuden in der Freude seiner Auferstehung, weil er, höher als die Engel, höher als Moses, der getreue Knecht, in seiner Eigenschaft als Sohn, der Religion, die ihn ankündigte und durch ihn ihren Höhepunkt erreichte, ein endgültiges Profil und eine letzte Tiefe gab.

Indem Jesus das Hallel des Paschafestes auf die Umstände seines Lebens anwandte, folgte er nur einem allgemeinen Gesetz über den rechten Gebrauch von Frömmigkeitsformeln. Man kann auf solche Formeln nur dann in vernünftiger und das eigene Empfinden beteiligender Weise zurückgreifen, wenn man ihnen eine persönliche Wendung gibt. Jede Bitte des Vaterunsers verlangt, wenn sie auf unseren Lippen ehrlich werden soll, daß wir uns bemühen, mit den Augen des Geistes zu erforschen, welchem konkreten Bedürfnis sie in diesem Augenblick unseres Lebens entspricht. Diese Anpassung ist unerläßlich, wenn daraus kein papageienhaftes Geplapper werden soll. Sie ist das einzige Mittel, das maschinenhafte Schnurren von Gebetsmühlen zu vermeiden. Wir beten im übrigen desto seltener das Vaterunser, je intensiver wir es mitdenken.

Im Falle Christi aber lag nicht nur eine Anpas-

sung vor, sondern eine Verwirklichung. Das gilt für den Aufschrei am Kreuz: «Vater, in deine Hände gebe ich meinen Geist» (Lk 23, 46; Ps 31, 6) oder die Klage aus dem Psalm 22 (V. 2): «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen», die ergreifende Klage eines Verfolgten, von dem alle außer seinen erbitterten Feinden sich zurückgezogen haben. Gott hat sich entfernt; er antwortet nicht mehr; und doch ist dieser Schrei nicht der Schrei eines Verzweifelten: die Formulierung als Frage, die auf eine Antwort drängt, beweist das zur Genüge.

3. Die Liturgie ist die Feier der Mysterien des von der Kirche, als Dienerin und Mittlerin der den Menschen vom Herrn gegebenen und durch die Gaben des Heiligen Geistes bereicherten Kraftquellen, «organisierten» Heiles.

Der «Urstoff» des Mysteriums ist die unergründliche Liebe Gottes, der ohne äußeren Grund, aus freiem Entschluß und ohne daß dadurch zu seiner Herrlichkeit und Glückseligkeit irgend etwas hinzugefügt werden konnte, die Welt geschaffen hat. In seiner Treue zu den Menschen schenkte er ihnen die Erlösung von ihren Sünden. Er nahm dazu die Dienste seines Sohnes in Anspruch, den er ihnen aus Liebe hingibt: – «Kaum wird einer für einen Gerechten sein Leben hingeben» (Röm 5, 7) –, und den er von den Toten auferweckte, um mit ihm zusammen uns aufzuwecken.

Das ist das Geheimnis unserer Hoffnung. Das ist die *materia prima* der Liturgie. Diese bemüht sich, sie lebendig zu machen, indem sie zu dem Erbe Christi, den Sakramenten greift, in denen die schlichtesten materiellen Elemente, einem Vorgang übernatürlicher Chemie unterworfen, sichtbare und wirksame Werkzeuge der Gnade werden: Taufe, Eucharistie, Buße, Ehe, Priesterweihe...

Den Vollzug der Sakramente und ihre Spendung umgibt die Kirche mit einer gewissen Feierlichkeit. Der Mittelpunkt ihrer Liturgie ist die Messe, die zugleich Gottvater durch unseren Herrn Jesus Christus dargebrachte Verehrung – und Gottesdienst der Gemeinde ist, die hier aus der Teilnahme an der Eucharistie und dem Hören des Wortes ihre Nahrung empfängt. Denn die Liturgie gibt den Augen zu sehen und den Ohren zu hören, zur Unterrichtung der Gläubigen durch die Erneuerung des Gedächtnisses des Herrn, welches sie neu erleben läßt.

Worte: Woher soll man sie nehmen, wenn nicht aus der Schrift? Nach welcher Methode, wenn nicht nach der Methode Jesu? Er hat uns das Bei-

spiel gegeben, so weit, daß er sich mit der Person der Psalmisten identifizierte. Nun bemüht sich die Kirche für die Bedürfnisse ihrer Liturgie um Sprech- und Singtexte, die dem Ausdruck der Lehre des vergegenwärtigten Mysteriums dienen sollen. So entlehnt sie den Psalmisten und Propheten wie Jeremias ihre leidenschaftlichen Klänge zum Ausdruck des Schmerzes, der Hoffnung oder der Freude. Auf diese Weise wurde eine gewaltige Sammlung geschaffen mit kunstvollen Anwendungen, um die Gefühle Jesu wiederzugeben.¹

4. Der Psalter läßt sich in unserer Zeit für die persönliche Frömmigkeit nur schwer verwenden. Es bleibt zu hoffen, daß die Gläubigen in den nächsten 20 oder 30 Jahren eine biblische Schulung erhalten, die sie mit dem vertraut macht, was die Rhetorik und Religion der Psalmen an Formen und Werten einer weit zurückliegenden Zeit bieten, und was sie damit innerlich nur schwer nachvollziehbar macht.

Bis dahin werden die Gläubigen, um nicht zu sagen: die Priester – sich in der Begegnung mit ihnen im Laufe des Kirchenjahres in den liturgischen Versammlungen, der Messe oder anderen

Gottesdiensten am sichersten vertraut machen, wenn sie sich sagen, daß sie in der ganzen Schrift Jesus begegnen; und wenn sie sich die Mühe geben, ihn in der Verkündigung des Neuen Testaments wiederzufinden, werden sie sich Schritt für Schritt mit der Lehre des Herrn vertraut machen lassen und im Alten das Neue Testament entdecken.

¹ Um uns kurz zu fassen, sei uns gestattet, auf die Seiten 140–149 von *Jésus, prophète et docteur de la Loi* (Reihe *Bible et vie chrétienne*) (1955) Kap. 6: *La prière de Jésus* zu verweisen. Hier sind die Psalmen 31,6 und 22,2 wie auch 35,19; 69,5; 110,1; 118,22 erklärt; und in demselben Buch werden die Messen der Passionszeit untersucht, in denen die Kirche die alttestamentlichen Texte dem Herrn in den Mund legt (S. 149–186).

Übersetzt von Karlhermann Bergner

HILAIRE DUESBERG

Geboren am 29. August 1888 in Verviers (Belgien), Benediktiner, 1914 zum Priester geweiht. Er studierte am Sant'Anselmo und am Angelicum in Rom und an der École Biblique in Jerusalem, war 1942–1957 Lehrbeauftragter an der Universität Freiburg (Schweiz), ist Sekretär der Zeitschrift *Bible et Vie chrétienne*.